

Schmarotzer

Christian Petzold malt ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild eines (Jung-)Literaten.

Schlecht gelaunt ist der untersetzte Leon (Thomas Schubert) in «Roter Himmel» ab der ersten Filmminute. Ihn plagen die Last der Erwartung an den zweiten Roman, die Zweifel an der eigenen Berufung zum Autor per se und die mit dem näher rückenden Abgabetermin kollidierende Einfallsleere alias Schreibstau. Und dann macht auch noch das Auto schlapp. Eingeladen zum konzentrierten Arbeiten in der Abgeschiedenheit des elterlichen Ferienhauses mit Meeranschluss ist Leon vom Fotografiestudenten Felix (Langston Uibel), der zwar auch noch nach der schlagenden Idee für seine Bewerbungsmappe sucht, aber im Gegensatz zu Leon von den häufiger werdenden Unplanmässigkeiten nicht etwa irritieren, sondern inspirieren lässt. Denn statt Abgeschiedenheit finden sie ein bereits belebtes Haus vor. Nadja (Paula Beer) arbeitet als Glacéverkäuferin am Strand, was Leon veranlasst, daraus eine voreilige Einschätzung als einfaches Gemüt zu treffen und sie in der Folge von oben herab zu behandeln. Als deren einschlägigen nächtlichen Bettgeräusche mit dem Rettungsschwimmer Devid (Enno Trebs) Leon auch noch den Schlaf rauben, mutiert er vollends zum Stinkstiefel. Alle



(Bild: Christian Schulz)

um ihn herum geniessen die Leichtigkeit des Sommers alias des Lebens. Und alle finden einen sozialverträglichen Umgang untereinander und eine psychohygienisch ausgewogene Haltung zu ihren jeweiligen Aufgaben. Allein Leon steckt in einer sich wie von allein zuspitzenden Spirale der Missmütigkeit fest. Für die ihn umgebende tatsächliche Gefahr eines sich nähernden Waldbrandes vermag er genauso wenig Empathie aufzubringen wie gegenüber der sich nicht seiner Engstirnigkeit gemäss herausstellenden Sexualmoral der anderen. Erst als sein gefühltes Unglück von realen Tragödien überschattet wird, eröffnet sich für ihn eine Möglichkeit, das von ihm nachgerade zwanghaft eingeforderte anerkennende Lob auch endlich abzuholen. Tendenziell zynisch. *froh.*

«Roter Himmel» spielt in den Kinos Alba, Riff-Raff.

Heimlichkeiten

Voltaire stellt in «Kapitän Kap Verde» drei Perspektiven auf die Liebe zur Disposition.

Die Überhöhung entlarvt das Fratzenhafte jedes Dünkels. Der falsche Adelige Des Apprêts (Michael von Burg) gibt vor, Ehen würden aus rein dynastischen ergo pekuniären Gründen geschlossen, die Intimität wäre davon ausgeschlossen. Der Prolet Kapitän Kap Verde (Pit Arne Pietz) hingegen verfolgt eine steinzeitlich besitzorientierte Triebbewirtschaftung, sprich: Nehmen, was zu bekommen ist. Zwischen diesen beiden Polen der Distanz und der Überwältigung kommt die zentrale Familie Bodin zu stehen. Sehr bourgeois um die eigene Wirkung bedacht, wird für jedes zu erreichen beabsichtigte Ziel eine Narration entwickelt, die eine Unabwendbarkeit suggeriert. Nur so konnten es sich die Eltern (Stefan Lahr, Rebekka Burckhardt) schönreden, die eine Tochter (Miriam Wagner) an den Adel zu verschachern, während sie im Begriff ist, die andere Tochter (Leonie Merlin Young) zur Tilgung einer Jugendschuld des Vaters dem schrotigen Seeräuber zu überlassen. Das Empfindsame, die Romantik, kommt erst durch die Figur des Chevalier du Hasard (Axel Julius Fündeling) überhaupt ins Spiel und ist selbstredend auch der Ursprung für die Turbulenzen. Die Liebe hat 1732,



(Bild: Tanja Dorendorf)

als Voltaire das Stück schrieb, grösste Mühe, sich als überhaupt infrage kommende Qualifikation durchzusetzen, stellt sie doch während der sprachlich hochgradig virtuos Komödie immer noch eine ungeheuerlich moderne Auffassung dafür dar, einen auf ewig geschlossenen Pakt begründen zu wollen und gleichzeitig dem gebührenden Anstand zu genügen. So richtig setzt sie sich auch gar nicht durch. Aber auf ihrem Weg dahin schlägt die Liebe Haken, häufig sekundiert (Doris Schefer) und wählt die hintertreibende List. Niklaus Helbling findet, unterstützt durch die Vielvorhängebühne rund um einen zentralen Obelisken von Alain Rappaport eine Regiehandschrift, die das alle vermeintliche Ordnung Zersetzende dieser neuen Regung musikalisch betont. *froh.*

«Kapitän Kap Verde», 20.5., Schulhausplatz Dorf, Embrach. Tour: www.tzk.ch

Eindringlich

Marco D'Agostin beweist: Wenn Tiefsinn auf Schabernack trifft, erwächst daraus Poesie.

Briefe haben etwas Entrücktes. Als physisches Element, ein Blatt Papier mit Tinte drauf, glückt es ihnen, zeitgleich verschiedene Zeiten zu symbolisieren. Wer schreibt, orakelt in eine Zukunft, derweil wer liest, von einer zurückliegenden Emotion erfährt. Und die Zeit dazwischen mag darüber hinaus Entscheidendes bewirken. Zwischen der Niederschrift von Wendy Houstons ermunternden Worten, welch nicht überschätzbaren Einfluss das Werk, die Arbeitsweise und die Person Nigel Charnock (1960-2012) auf sie hat(te), und der Ankunft des Briefes verstirbt der Adressat, sodass die Worte unvermittelt zum Nachruf werden. Marco D'Agostin findet für «Best regards» weitere Beispiele aus der (Literatur-)Geschichte, in denen Briefe die zentralen Träger von Hoffnungen waren, die sich aus einer zeitlichen Dis-



(Bild: Andrea Avezzu)

tanz des Rückblicks als nicht einlösbar erwiesen. Immer waren die Schreibenden Frauen: Virginia Woolf, Elizabeth Bishop, Calamity Jane... Und immer übermittelte die Tinte Geheimnisse, teilte Sehnsüchte mit, hintertrieb die Realität mit Utopien. «Dear N.» von Wendy Houston wurde erst von Nigel Charnocks Lebenspartner geöffnet und anschliessend ins Internet gestellt, weil die darin verfasste Beschreibung von dessen «too much» an Lebenskraft, Empathie und Virtuosität zur mithin umfassendsten und trefflichsten aller möglichen Wesenserfassungen ergo zum regelrecht exemplarischen Nachruf wurde. Marco D'Agostin liest ihn, tanzt ihn, singt ihn, performt ihn in der Nigel Charnock darin nachgesagten «too much»-(von allem)-Energie. D'Agostin holt im Sinn von Charnocks Credo «don't bore the public» sämtliche Bühnenspielsachen hervor, überschreitet die Grenze zur Tollerei bewusst und lustvoll, betont damit das Und von Form und Inhalt, im Bewusstsein, dass auch letztlich emotional berührende Inhalte auf einer Woge der Begeisterung sehr viel eindringlicher vermittelbar sind. «Best regards» wird zum sowohl berührenden wie auch höchst unterhaltsamen Universalkunstwerk. *froh.*

«Best regards», 21.5., Tanzhaus, Zürich.